

Rauswurf

KOMMENTAR VON
ERIK HEIER



Es ist das gute Recht eines Verlages, mit Schriftsteller*innen nicht mehr zusammenarbeiten zu wollen. Der S. Fischer Verlag hat beschlossen, sich nach fast 40 Jahren, in denen er bisher 19 Bücher von Monika Maron verlegt hatte, sich von der Schriftstellerin zu trennen. 1981 war dort ihr erstes Buch „Flugasche“ erschienen. Die DDR hatte den Roman verboten.

Seit der Entscheidung von S. Fischer, mit der gebürtigen Berlinerin, die im kommenden Juni 80 Jahre alt wird, künftig nicht mehr zusammenzuarbeiten, ist im deutschen Feuilleton mal wieder richtig Kirmes. Monika Maron hat sich in den letzten Jahren dezidiert über ihre Angst vor dem Islam und die Zuwanderung geäußert, Kritiker warfen ihr Ressentiments vor, eher im konservativen Spektrum zu verortende Blätter wie „Die Welt“ oder die „Neue Zürcher Zeitung“ druckten ihre Essays ab. Und in ihren literarischen Werken, „Munin oder Chaos im Kopf“ (2018) oder zuletzt „Artur Lanz“, schlugen sich ihre Protagonist*innen mit vermeintlichen Denkverboten und dem Mainstream herum. Und mit der Gefahr des Klimawandels haben es ihre Figuren auch nicht so. Deutschlandfunk Kultur bescheinigte noch im August „Artur Lanz“, ein „vergnüglicher Gesinnungsroman von angemessener Boshaftigkeit“ geworden zu sein. Das dahinter stehende Weltbild muss man nicht teilen, nur aushalten können. Oder man liest halt was anderes.

S. Fischer begründet den Rausschmiss aber nicht mit den Ansichten Marons, sondern weil ein Essaybändchen von ihr in der Edition Buchhaus Loschwitz der Dresdener Buchhändlerin Susanne Dagen erschien, die als Aktivistin der Rechten gilt. Überzeugend ist diese Begründung nur so halb. Und souverän gleich gar nicht. Der Dichter Durs Grünbein, gewiss kein Freund dieses Flügels, kritisierte in der „Zeit“ die Entscheidung S. Fischers: „Damit liefert man jenen Argumente, die glauben, sie leben in einem Meinungskorridor. Das ist unproduktiv.“ Die eigene Meinung gut aushalten kann ja jeder.



Kollektiv und kollaborativ: Bettina Munk, Heinz Bude und Karin Wieland (v. l. n. r.)

„Wir waren nicht für die gequirelte Müslischeiße“

*Die Künstlerin Bettina Munk, die Schriftstellerin Karin Wieland und der Soziologe Heinz Bude über das raue West-Berlin der 80er Jahre, ihre Hausbesetzer*innen-Vergangenheit und ihren Roman „Aufprall“*

Interview: Erik Heier

Als Kollektiv haben Sie einen Roman über ein West-Berliner Hausbesetzer-Kollektiv der 80er Jahre geschrieben, das auf eigenen Erfahrungen basiert. Ist das der alte Kollektiv-Geist von 1981?

KARIN WIELAND Geteilte Autorenschaft ist etwas ganz Schwieriges. Eine Wohnung zu teilen ist einfacher als die Autorenschaft. HEINZ BUDE Wir wollten das Kollaborative von heute mit dem Kollektiven von damals in Zusammenhang bringen.

Sie zogen alle drei Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre aus Westdeutschland her. Was war West-Berlin damals, kurz nach dem Deutschen Herbst, für eine Stadt?

BETTINA MUNK Wir haben mit großer Überraschung unsere Finger in die Einschusslöcher aus dem Zweiten Weltkrieg gesteckt. Die Brandmauern! Das Leben mit Kohleöfen und Klo auf halber Treppe! Wir kannten sowas aus Westdeutschland nicht.

WIELAND Dieses raue West-Berlin mit einem Ring aus Beton: Genau dort wollten wir hin. Diese aufgegebene Stadt mit ihren Höhlen und Löchern hat uns zu einem großen Experiment eingeladen, auf das wir uns naiv und mutig einließen.

MUNK Es gab schon eine riesige Besetzer-Bewegung in ganz Europa: die Squatter in London, die Kraaker in Amsterdam. Sogar in der ordentlichen Schweiz! Und in Freiburg. BUDE Ich würde sogar sagen, es war eine post-depressive Bewegung. Der Deutsche Herbst war Depression pur! Da musste jetzt etwas Neues passieren.

Die Künstlerin Luise, eine der drei Erzählstimmen Ihres Buchs – neben dem Philosophie-Studenten Thomas und einem Chor der Besetzer*innen – sagte einmal: „Wir überließen uns einem fast schon metaphysischen Freiheitsgefühl und verjubilten unsere Jugend.“ Toller Satz übrigens.

WIELAND Den Satz wollte uns der Lektor streichen!

Warum kommt dieses Buch gerade jetzt?

WIELAND Da steckt keine Marktstrategie dahinter. Es begann 1995 mit einem Brief, den Bettina an mich aus New York nach Kreuzberg geschrieben hat. Dem Brief lag ein Manuskript bei. Darin hat sie ihre Nah-toderfahrung eines Unfalls in der Nähe von Terezín im Jahr 1982 – und da kannten wir uns schon – aufgeschrieben.

Im Buch ist das der „Aufprall“, bei dem eine Besetzerin, Soraya, stirbt. Luise überlebt schwer-, Thomas quasi unverletzt.

WIELAND Vor vier Jahren war ich in Getty Center in Los Angeles bei einer Tagung über Urban Rebellion. Da hielt eine Professorin einen Vortrag auch über Besetzer*innen in 36. Und ich sagte zu Bettina: „Wenn wir daraus noch etwas machen wollen, dann jetzt!“ Es war von Anfang an klar, dass wir das Buch als Fiktion machen wollten. Kein Sachbuch, kein Memoir. Keine Sentimentalitäten! BUDE Und kein Erinnerungsbuch!

Herr Bude, Thomas kommt, wie Sie selbst aus Wuppertal. Da liegt es doch nahe, dass er und Sie sich, nun ja: kennen.

BUDE Genau, ich kenne den Thomas, aber ich bin nicht er. Das war auch für mich beim Schreiben eine wahnsinnige Erfahrung, dass die Fiktion mir das Hinabsteigen in andere Gefühlswelten erlaubt, die sich mir auch nicht in einem Erinnerungsdiskurs öffnen, weil der mir viel zu narzisstisch ist. Die Fiktion erlaubt es, nicht-narzisstisch zu schreiben.

Die Frauen sind im Buch die stärkeren Persönlichkeiten. Wurde dieser Aspekt bei der West-Berliner Hausbesetzer-Geschichte der 80er Jahre bislang zu wenig beachtet?

MUNK Ja, leider. Deswegen haben wir gesagt: Jetzt muss das mal passieren.

WIELAND Wobei es unsere Figuren nicht eins-zu-eins gab. Wenn Sie eine Figur konstruieren, dann haben Sie Zugriff auf ihr Bewusstsein. Dann können Sie diese Figur steuern. Aber die entwickelt sich trotzdem selbst weiter.

BUDE Außerdem haben wir nicht diesen komischen Jugendstolz anderer Generationen. Wir sind eher lakonisch, zurückhaltend. Aber auch existenziell.

Warum haben Sie keinen Jugendstolz?

BUDE Weil ich Leute nicht mag, die ihr ganzes Leben lang ihre Jugend vor sich hertragen.

Es rauschen viele Leute durchs Buch, die Sie mit treffsicheren Pinselstrichen ein-

„No future hieß ja: Die Vergangenheit ignorieren wir, und die Gegenwart nehme wir uns jetzt.“

KARIN WIELAND

führen. Wie der dürre Lenny mit „schlanken Fesseln, langen Haaren und den toten Augen des Zonenrandgebiets“. Oder Marianne „mit androgynen Hüften ... und von großem Leichtsinne“. Geben Sie es zu, Sie hatten viel Spaß bei diesen One-Linern!

MUNK Hatten wir!

Es ist wie bei einem Bild, wo man genau überlegt: Wo setzt man den Strich, wo braucht man ihn nicht.

WIELAND Das ist ein Roman, der wie ein Stück auf der Theaterbühne funktioniert. Der Chor steht für die antiindividualistische Sichtweise, spricht für das Wir, die Gruppe. BUDE Und es ist der Strich der Stadt. Dies sind keine ländlichen Figuren. Diese Striche sind von Leuten, die alle in dieses merkwürdige Berlin geworfen worden sind.

West-Berlin war damals Front-Stadt – in jeder Hinsicht. Die Konflikte lagen offen.

MUNK Das dritte Haus liegt an der Mauer. Die Besetzer laufen immer auf die Mauer zu. Das ist ein Gefühl, das klärt und hart macht. BUDE Es war ein zum Abriss bestimmter Stadtteil. Wir kannten ja die Pläne von der Autobahn, die da durchgehen sollte. Die Arbeiter sind ins Märkische Viertel vertrieben worden. Was blieb übrig? Die Türken und wir.

Als was fühlten Sie sich selbst damals eigentlich? Als Avantgarde?

MUNK Man fühlte sich selbst wie eine Figur in einem großen Theaterstück. Wie jemand, der sofort etwas schaffen könnte.

WIELAND Und es würde gelingen. Wenn David Bowie im Anderen Ufer saß, hat man natürlich geguckt. Aber nicht gedacht: Wie komme ich an den ran? Bowie hatte es schon weiter gebracht, aber man glaubte daran,

man würde auch seinen Punkt machen. Es gab ein großes Vertrauen in die Zukunft.

Aber Ihre Parole hieß doch „No future“.

WIELAND „No future“ hieß ja: Die Vergangenheit ignorieren wir, und die Gegenwart nehmen wir uns jetzt. „No future“ war positiv! Die Besetzerinnen in „Aufprall“ wollen, dass Kunst, Leben und Intellekt zusammengehen.

Und man grenzte sich von den 68ern ab, „diesen entsetzlichen Besserwissern“.

WIELAND Das waren die Arrivierten! Was sollten wir uns mit denen verbünden?

MUNK Die haben sich immer Fragen gestellt und sie auch gleich beantwortet.

BUDE Die haben diesen blöden Jugendstolz!

Die einen Besetzer*innen der Stadt wollten um Legalisierung der Häuser verhandeln, für die anderen war alles, was nicht Kampf war, „gequirlte Müslischeiße“.

MUNK Wir waren jetzt nicht für die gequirelte Müslischeiße, ganz bestimmt nicht. Wir waren aber auch nicht die knallharten Autonomen. Wenn ich mal für Luise sprechen kann und ihre Freundin Soraya, wollten die beiden ein künstlerisches Leben führen.

WIELAND In „Aufprall“ wird auch gezeigt, was es für Konflikte gab. Einige wollten sich retten, eine schöne Wohnung haben. Aber Luise, Irene, John, Lynn et cetera geht es um das offene Experiment.

Luise geht später nach New York. Wie Sie, Frau Munk. Was findet sie dort, was Berlin damals nicht bot?

MUNK Eine Energie, die es in Berlin in dieser Zeit nicht gab. Heute vielleicht. Damals aber nicht. Das war eine sehr ratlose Zeit kurz vor der Wende.

WIELAND Wir waren auf der Suche nach der großen Stadt. Die gab es damals in Deutschland nicht. Was wir hatten, war nur dieses halbe Berlin. Und wenn West-Berlin abgehakt war, blieb nur New York übrig. Oder eine Landkommune im Wendland.

Wie blicken Sie heute auf Ihre verjubilte Jugend in West-Berlin zurück?

BUDE Als ein experimentalistisches Paradies. MUNK Nostalgisch sind wir gar nicht. Ich habe keine Sehnsucht nach der Zeit mit der Mauer. WIELAND Dieses alte West-Berlin hat viel zur Veränderung der Republik beigetragen. Die Kohl-Zeit war eben auch eine Zeit der Dissidenz. Thomas, Luise und all die anderen wissen, dass Scheitern ein Erfolg sein kann. BUDE Und das ist eine Form der Leidenschaft, die bei der praktisch-quadratischen Bundesrepublik immer gern vergessen wird.



Aufprall von Bude, Munk, Wieland, Carl Hanser Verlag, 384 S., 24 €